

Insel

Frances H.
Burnett
Der
geheime
Garten

Die neunjährige Mary wird nach dem Tod ihrer Eltern zu ihrem Onkel in dessen düsteres Haus im Moor geschickt. Auf einem ihrer Streifzüge durch den Park entdeckt sie den Zugang zu dem verborgenen Lieblingsgarten ihrer verstorbenen Tante und richtet sich dort ein. Denn im Haus gibt es niemanden, mit dem Mary spielen könnte. Oder doch? Nachts hört sie das Weinen eines Kindes – es ist ihr zehnjähriger Cousin Colin, der ein trauriges Schicksal zu haben scheint: krank, im Rollstuhl, in einem Zimmer weggeschlossen. Mary nimmt ihn mit in ihren Garten; eine wunderbare Freundschaft beginnt.

Ein Kinderbuchklassiker in neuer Übersetzung. Ein anrührender Roman über die Wandlung zweier Kinder und die Kraft der Natur.

Frances Hodgson Burnett, geboren am 24. November 1849 in Manchester, ist am 29. Oktober 1924 in Plandome, New York gestorben.

insel taschenbuch 3618
Frances Hodgson Burnett
Der geheime Garten



Frances Hodgson Burnett
DER GEHEIME GARTEN



Aus dem Englischen von Angelika Beck
Insel Verlag

Originaltitel: *The Secret Garden*
Der vorliegenden Übersetzung liegt die Ausgabe der
Oxford World's Classics zugrunde

3. Auflage 2017

Erste Auflage 2010
insel taschenbuch 3618
Neuübersetzung

© Insel Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-35318-8

Inhalt

1. Kapitel ES IST NIEMAND MEHR DA 11
2. Kapitel MISS MARY, EIN QUERKOPF IST SIE 19
3. Kapitel ÜBERS MOOR 30
4. Kapitel MARTHA 36
5. Kapitel WER WEINT DENN DA? 58
6. Kapitel »UND DA HAT DOCH JEMAND
GEWEINT!« 67
7. Kapitel DER SCHLÜSSEL ZUM GARTEN 76
8. Kapitel DAS ROTKEHLCHEN ZEIGT DEN WEG 85
9. Kapitel WAS FÜR EIN MERKWÜRDIGES HAUS! 96
10. Kapitel DICKON 109
11. Kapitel DAS NEST DER MISTELDROSSEL 124
12. Kapitel »KÖNNTE ICH VIELLEICHT EIN STÜCK-
CHEN ERDE HABEN?« 135
13. Kapitel »ICH BIN COLIN« 147
14. Kapitel EIN JUNGER RADSCHA 164
15. Kapitel NESTBAU 180
16. Kapitel »ICH MUSS ÜBERHAUPT NICHTS!«,
SAGTE MARY 196
17. Kapitel EIN WUTANFALL 206
18. Kapitel »DU DARFST KEINE ZEIT VERLIEREN« 216
19. Kapitel »ER IST DA!« 225
20. Kapitel »ICH WERDE FÜR IMMER UND EWIG
LEBEN!« 240
21. Kapitel BEN WEATHERSTAFF 251
22. Kapitel ALS DIE SONNE UNTERGING 265

-
23. Kapitel MAGIE 272
24. Kapitel »LASSEN WIR SIE RUHIG LACHEN!« 288
25. Kapitel DER VORHANG 304
26. Kapitel »DAS IST MUTTER!« 314
27. Kapitel IM GARTEN 326



DER GEHEIME GARTEN



1. Kapitel ES IST NIEMAND MEHR DA

Als Mary Lennox nach Misselthwaite Manor geschickt wurde, um fortan bei ihrem Onkel zu leben, behaupteten dort alle, noch nie ein so verdrossenes, hässliches Kind gesehen zu haben. Und das stimmte auch. Mary hatte ein spitzes Gesichtchen, einen mageren Körper und trug stets eine griesgrämige Miene zur Schau. Ihr strähniges Haar war so gelblich wie ihr Teint, weil sie in Indien geboren und ständig auf die eine oder andere Weise krank gewesen war. Ihr Vater hatte ein Amt in der englischen Regierung bekleidet und immer viel zu tun gehabt und ebenfalls dauernd gekränkelt, und ihre Mutter war eine gefeierte Schönheit gewesen, die sich nur um ihr eigenes Vergnügen gekümmert und die Gesellschaft fröhlicher Leute gesucht hatte. Ein kleines Mädchen hatte sie eigentlich überhaupt nicht haben wollen, und als Mary zur Welt kam, vertraute sie sie der Obhut einer Ayah an, der man zu verstehen gab, dass sie sich bei der Mem Sahib besonders beliebt mache, wenn sie das Kind so viel wie möglich von ihr fernhalte. Und so kam Mary, ob als kränkliches, quengeliges, hässliches Baby oder später als kränkliches, quengeliges Kleinkind, ihrer Mutter nur höchst selten unter die Augen. Die dunklen Gesichter ihrer Ayah und der anderen indischen Dienstboten waren das einzig Vertraute, an das sie sich später erinnern konnte. Sie gehorchten ihr stets und ließen ihr in allem ihren Willen, weil die Mem Sahib ärgerlich wurde, wenn das Geschrei des Kindes sie störte. Und deshalb war

Mary bereits mit sechs Jahren ein so tyrannisches und eigensüchtiges Biest, wie man es sich schlimmer nicht vorstellen konnte. Die junge englische Gouvernante, die ihr Lesen und Schreiben beibringen sollte, entwickelte eine derartige Abneigung gegen sie, dass sie nach drei Monaten ihre Stelle kündigte, und ihre Nachfolgerinnen gaben sogar nach noch kürzerer Zeit auf. Wenn sich also Mary nicht in den Kopf gesetzt hätte, wissen zu wollen, wie man Bücher liest, wäre sie Analphabetin geblieben.

An einem entsetzlich heißen Morgen erwachte die damals etwa Neunjährige mit sehr schlechter Laune und wurde noch missmutiger, als sie sah, dass die Dienerin, die an ihrem Bett stand, nicht ihre Ayah war.

»Was suchst du hier?«, sagte sie zu der fremden Frau. »Ich will dich hier nicht haben. Schick mir meine Ayah.«

Die Frau blickte verängstigt drein, stammelte aber nur, dass die Ayah nicht kommen könne, und als Mary fuchsteufelswild wurde und nach ihr schlug und trat, wirkte sie noch verängstigter und wiederholte, dass es der Ayah nicht möglich sei, zu Missie Sahib zu kommen.

An jenem Morgen lag etwas Geheimnisvolles in der Luft. Nichts ging seinen geregelten Gang, und etliche der einheimischen Dienstboten schienen zu fehlen, während diejenigen, die Mary sah, mit aschgrauen und entsetzten Gesichtern umherschlichen oder -rannten. Aber niemand gab ihr eine Auskunft, und ihre Ayah kam nicht. Stunde um Stunde verstrich, und sie blieb sich völlig selbst überlassen. Schließlich ging sie hinaus in den Garten und begann unter einem Baum in der Nähe der Veranda zu spielen. Sie tat so, als leg-

te sie ein Blumenbeet an, indem sie große rote Hibiskusblüten in kleine Erdhaufen steckte. Dabei wurde sie immer zorniger und murmelte vor sich hin, was sie zu Saidie sagen und welche Schimpfwörter sie ihr an den Kopf werfen würde, wenn sie zurückkehrte.

»Schwein! Schwein! Tochter von Schweinen!«, sagte sie, denn Inder als Schweine zu bezeichnen ist die schlimmste Beleidigung überhaupt.

Während sie mit den Zähnen knirschte und die Schimpfwörter unentwegt vor sich hinmurmelte, hörte sie, wie ihre Mutter mit jemandem auf die Veranda heraustrat. Sie war in Begleitung eines blonden jungen Mannes, und die beiden unterhielten sich mit merkwürdig klingender, sehr leiser Stimme. Mary kannte den blonden jungen Mann, der wie ein Jüngling aussah. Sie hatte erfahren, dass er ein noch junger Offizier und soeben aus England gekommen war. Mary starrte ihn an, aber vor allem starrte sie ihre Mutter an. Das tat sie immer, wenn sie eine Gelegenheit hatte, sie zu sehen, weil die Mem Sahib – Mary nannte sie selten anders – eine so hochgewachsene, schlanke hübsche Person war und so herrliche Kleider trug. Ihre Locken schimmerten wie Seide, und sie hatte große lachende Augen und ein zartes Näschen, das sie stets verächtlich zu rümpfen schien. Alle ihre Kleider waren aus haudünnen, fließenden Stoffen genäht und – in Marys Worten – »voller Spitze«. An jenem Morgen war der Spitzenbesatz noch auffälliger, aber aus ihren Augen sprühte kein Lachen mehr. Voller Angst und geradezu flehentlich blickten sie dem blonden jungenhaften Offizier ins Gesicht.

»Ist es wirklich so schlimm?«, hörte Mary sie sagen.

»Es ist entsetzlich«, antwortete der junge Mann mit zitternder Stimme. »Ganz schrecklich, Mrs. Lennox. Sie hätten schon vor zwei Wochen in die Berge fahren sollen.«

Mem Sahib rang die Hände.

»O ja, ich weiß!«, rief sie. »Ich bin nur wegen dieser albernern Abendgesellschaft hiergeblieben. Wie töricht von mir!«

Just in diesem Augenblick ertönte ein so lautes Wehklagen aus den Hütten der Diensthofen, dass sie den Arm des jungen Mannes umklammerte und Mary ein Schauer überlief. Das Wehklagen wurde immer heftiger.

»Was ist das? Was ist das?«, stieß Mrs. Lennox hervor.

»Irgendjemand ist gestorben«, antwortete der jungenhafte Offizier. »Sie haben mir nicht gesagt, dass sie unter Ihren Diensthofen ausgebrochen ist.«

»Das wusste ich doch nicht!«, jammerte Mem Sahib. »Kommen Sie mit! Kommen Sie mit!«, und sie drehte sich um und eilte ins Haus.

Danach ereigneten sich schreckliche Dinge, und Mary konnte sich nun die geheimnis-, ja unheilvolle Stimmung jenes Morgens erklären. Die Cholera in ihrer schlimmsten Form war ausgebrochen, und die Menschen starben wie die Fliegen. In der Nacht hatte es die Ayah erwischt, und ihr soeben eingetretener Tod war der Grund für das Wehklagen der Diensthofen. Noch ehe der nächste Tag anbrach, waren drei weitere Bedienstete tot und andere vor Entsetzen davongelaufen. Ringsumher herrschte Panik, und in allen Behausungen lagen Sterbende.

Während des Durcheinanders und der Verwirrung des zwei-

ten Tages versteckte sich Mary im Kinderzimmer und wurde von allen vergessen. Niemand dachte an sie, niemand verlangte nach ihr, und es geschahen seltsame Dinge, von denen sie nichts mitbekam. Mary verbrachte die Stunden mit Weinen oder Schlafen. Sie wusste lediglich, dass viele Leute krank waren, und sie hörte allerlei geheimnisvolle und beängstigende Laute. Einmal schlich sie sich ins Esszimmer, das ihr wie ausgestorben vorkam, obwohl eine halb beendete Mahlzeit auf dem Tisch stand und Stühle und Teller so aussahen, als wären sie hastig zurückgestoßen worden, weil sich die Tafelnden aus irgendeinem Grund plötzlich erhoben hatten. Das Kind aß etwas Obst und einige Kekse, und da es Durst hatte, trank es ein Glas Wein, das noch fast voll war. Der Wein schmeckte süß, und Mary wusste nicht, wie stark er war. Schnell wurde sie davon sehr schläfrig, ging zurück in ihr Kinderzimmer und schloss sich wieder ein, verängstigt von dem Geheul aus den Hütten und vom Geräusch eiliger Schritte. Der Wein machte sie so müde, dass sie kaum mehr die Augen offen halten konnte, und so legte sie sich auf ihr Bett und nahm lange Zeit nichts mehr wahr.

Vieles ereignete sich während der Stunden, in denen sie so tief und fest schlief, dass sie weder vom Wehklagen noch von den Geräuschen im Haus gestört wurde, die durch das Hin- und Hertragen von allen möglichen Dingen verursacht wurden.

Als sie erwachte, starrte sie eine Weile auf die Wand. Im Haus herrschte Totenstille. Noch nie hatte sie es so still erlebt. Sie vernahm weder Stimmen noch Schritte und fragte

sich, ob nun alle wieder von der Cholera genesen und das Durcheinander und der Trubel vorüber seien. Außerdem fragte sie sich, wer wohl nun, da ihre Ayah tot war, für sie sorgte. Gewiss würde es eine neue Ayah geben, von der sie ein paar neue Geschichten erzählt bekäme. Die alten hatten sie ziemlich gelangweilt. Den Tod ihrer Kinderfrau beweinte sie nicht. Denn sie war kein anhängliches Kind und noch nie jemandem besonders zugetan gewesen. Der Lärm und das Umhereilen und das Wehklagen über die Cholera hatten ihr Angst eingejagt. Und sie war wütend gewesen, weil sich offenbar niemand daran erinnerte, dass sie noch lebte. Alle waren so von Panik erfasst, dass ein kleines Mädchen, an dem niemandem etwas lag, leicht in Vergessenheit geriet. Wenn Leute die Cholera hatten, schienen sie nur an sich zu denken. Aber wenn alle wieder gesund waren, würde sich bestimmt jemand ihrer erinnern und nach ihr suchen.

Doch es kam niemand, und als sie so dalag und wartete, schien es im Haus immer ruhiger zu werden. Da hörte sie etwas auf der Fußmatte rascheln, und als sie nach unten blickte, sah sie eine kleine Schlange dahingleiten und sie mit ihren wie Edelsteine blitzenden Augen anfunkeln. Sie hatte keine Angst, weil es ein harmloses kleines Ding war, das ihr nichts zuleide tun würde, und die Schlange schien es eilig zu haben, aus dem Zimmer zu kommen. Und während sie es noch beobachtete, schlüpfte das Tierchen auch schon unter der Tür hindurch.

»Wie seltsam still es ist«, sagte sie. »Außer mir und der Schlange scheint niemand mehr hier zu sein.«

Im nächsten Moment hörte sie Schritte im Lager und dann

auf der Veranda. Es waren die Schritte von Männern, und diese Männer traten ins Haus und unterhielten sich mit leiser Stimme. Niemand ging ihnen entgegen oder sprach mit ihnen, und so öffneten sie anscheinend alle Türen und schauten in die Zimmer.

»Welch ein Jammer!«, hörte sie eine Stimme sagen. »Diese bildhübsche Frau! Und vermutlich auch das Kind. Ich habe gehört, dass es ein Kind geben soll, obwohl niemand es gesehen hat.«

Mary stand mitten im Kinderzimmer, als ein paar Minuten später die Tür aufging. Sie sah aus wie ein hässliches, übellauliges kleines Ding und schmollte, weil sie allmählich Hunger bekam und sich schändlich vernachlässigt fühlte. Der erste Mann, der hereinkam, war ein stattlicher Offizier, den sie einmal mit ihrem Vater hatte reden sehen. Er wirkte müde und bekümmert, aber als er sie erblickte, machte er vor Schreck fast einen Satz rückwärts.

»Barney!«, rief er. »Da drinnen ist ein Kind! Mutterseelenallein! An einem Ort wie diesem! Gott sei uns gnädig, wer ist sie?«

»Ich bin Mary Lennox«, sagte das kleine Mädchen und richtete sich zu voller Größe auf. Sie hielt den Mann für ziemlich flegelhaft, weil er vom Haus ihres Vaters als einem »Ort wie diesem« sprach. »Ich bin eingeschlafen, als alle die Cholera hatten, und ich bin erst eben aufgewacht. Warum kommt denn niemand?«

»Es ist das Kind, das niemand je zu Gesicht bekommen hat!«, erklärte der Mann und wandte sich an seine Gefährten. »Man hat es tatsächlich vergessen!«

»Warum hat man mich vergessen?«, fragte Mary und stampfte mit dem Fuß auf. »Warum kommt denn niemand?«

Der junge Mann, der Barney hieß, schaute sie sehr traurig an. Mary hatte sogar den Eindruck, als blinzele er, um seine Tränen zu unterdrücken.

»Armes kleines Kind!«, sagte er. »Es ist niemand mehr da, der kommen könnte.«

Auf diese merkwürdige Weise erfuhr Mary, dass sie weder Vater noch Mutter mehr hatte, dass sie gestorben und in der Nacht weggeschafft worden waren und dass die wenigen noch lebenden indischen Dienstboten, so schnell sie nur konnten, das Haus verlassen hatten und keiner sich daran erinnerte, dass es eine Missie Sahib gab. Deshalb war alles so still im Haus. Ja, außer ihr und der kleinen raschelnden Schlange war wirklich niemand mehr da.



2. Kapitel MISS MARY, EIN QUERKOPF IST SIE

Mary hatte ihre Mutter gern aus der Ferne betrachtet und sie sehr hübsch gefunden, aber da sie sehr wenig von ihr wusste, konnte man schwerlich von ihr erwarten, sie zu lieben oder übermäßig zu vermissen, als sie nicht mehr da war. Eigentlich vermisste sie ihre Mutter überhaupt nicht, und weil sie sich ohnehin immer mit sich selbst beschäftigt hatte, kreisten ihre Gedanken auch jetzt nur um ihre eigene Person. Wenn sie schon ein wenig älter gewesen wäre, hätte es sie bestimmt sehr beunruhigt, so mutterseelenallein auf der Welt zurückgelassen worden zu sein, aber sie war ja noch ziemlich klein, und da sich stets jemand um sie gekümmert hatte, nahm sie an, dass dies immer so sein würde. Sie wollte nur wissen, ob sie zu netten Leuten kommen würde, die höflich zu ihr wären und ihr ihren Willen ließen, wie es ihre Ayah und die anderen indischen Dienstboten getan hatten.

Sie wusste, dass der Aufenthalt in dem Haus des englischen Geistlichen, zu dem sie zuerst gebracht worden war, nicht von Dauer sein würde. Dort wollte sie auch nicht bleiben. Der Pfarrer war arm und hatte fünf Kinder in etwa ihrem Alter, die schäbige Kleider trugen, sich andauernd stritten und einander die Spielsachen wegnahmen. Mary hasste das unordentliche Haus und war so unausstehlich zu ihnen, dass schon bald niemand mehr mit ihr spielen wollte. Bereits am

zweiten Tag hatten sie ihr einen Spitznamen verpasst, der sie zur Weißglut brachte.

Basil hatte ihn sich ausgedacht. Er war ein kleiner Junge mit frechen blauen Augen und einer Stupsnase, und Mary hasste ihn. Sie spielte für sich allein unter einem Baum, genauso wie an jenem Tag, als die Cholera ausgebrochen war. Dort häufte sie Erdhügel auf und machte Wege für einen Garten. Basil lief herbei und schaute ihr zu. Die Sache begann ihn zu interessieren, und plötzlich kam ihm eine Idee.

»Warum schichtest du nicht Steine aufeinander und tust so, als sei es ein Steingarten?«, fragte er. »Dort in der Mitte«, und er beugte sich über sie, um auf die Stelle zu deuten.

»Geh weg!«, schrie Mary. »Ich will dich hier nicht haben. Hau ab!«

Einen Augenblick lang war ihm sein Zorn anzusehen, dann begann er sie zu hänseln wie seine Schwestern. Er tanzte um Mary herum, schnitt Grimassen, lachte und sang:

»Miss Mary, ein Querkopf ist sie,

Was macht ihr Garten?

Wo Silberglöckchen und Muschelschalen,

Und Ringelblumen warten.«

Das wiederholte er so lange, bis die anderen Kinder es hörten und in das Gelächter mit einstimmten. Und je wütender Mary wurde, desto öfter sangen sie »Miss Mary, ein Querkopf ist sie«. Und von da an hieß sie bei ihnen nur noch »Querkopf Mary«, und oft redeten sie sie sogar so an.

»Du wirst nach Hause geschickt«, sagte Basil zu ihr, »am Ende der Woche. Da sind wir vielleicht froh!«

»Und ich erst!«, erwiderte Mary. »Wo ist zu Hause?«